

Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Falk-Realgymnasiums
zu Berlin. Ostern 1891.

Albert G ü t h.

Gedächtnisrede,

gehalten in der Aula des Falk-Realgymnasiums

am 22. Februar 1890

von

Dr. Julius Lachmann,

Oberlehrer.

BERLIN 1891.

R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.

1891. Progr. No. 95. 6.



95 b

95 b

9be
20



#T000680206



Manch ernstes Wort schon, liebe Schüler, ist von dieser Stätte aus zu euren Ohren erklungen, Worte der Mahnung zu gewissenhafter Treue in eurem Schülerberufe, zur Bewahrung der hier euch anvertrauten geistigen Güter im Kampfe des Lebens. Gar manchmal haben wir auch schon an dieser Stätte Worte der Klage vernommen, wenn der unerbittliche Tod einen lieben Schüler allzufrüh aus unserer Mitte gerissen, und leider zu oft schon ist dieser Raum mit den düsteren Abzeichen der Trauer geschmückt worden, wenn wir uns anschickten, mit dem gesamten Vaterlande dem tiefen Schmerze Worte zu verleihen, den wir über das Dahinscheiden edler Glieder unseres geliebten Herrscherhauses empfanden.

Aber zum ersten Male seit der vor nahezu einem Jahrzehnte erfolgten Gründung dieser Anstalt hat der Allherrscher Tod unsere Gemeinschaft in ihrem innersten Marke getroffen. Ein treuer Mitarbeiter an dem hohen Werke der Jugendbildung, dem diese Anstalt gewidmet ist, ein geliebter und verehrter Lehrer ist uns entrissen worden, ein Mann, der die nicht leichte Aufgabe der Begründung dieser Schule mit Treue und Eifer hat lösen helfen, der das letzte Jahrzehnt seines, ach, zu früh vollendeten Lebens ihrer Förderung gewidmet, der seine letzte Kraft in ihrem Dienste verzehrt hat.

Vor wenigen Wochen haben wir an seinem offenen Grabe gestanden, haben die letzte Gabe der Liebe an seinem Sarge niedergelegt, haben mit bewegtem Herzen eingestimmt in die Klage, die in beredten Worten an dem ernsten Orte des Todes und der Gräber ertönte, haben Teil genommen an dem Troste, der aus dem nie versiegenden Borne des Lebens den trauernden Angehörigen und Freunden des Geschiedenen gespendet wurde.

Heute nun, nachdem der erste herbe Schmerz des Verlustes überwunden, gilt es nicht in erster Linie zu trauern und zu klagen, es gilt vor allem dem dahingeschiedenen Freunde den Dankeszoll darzubringen für das, was er unserer Gemeinschaft gewesen, ihm ein Denkmal zu setzen, das da edler und dauernder sei als je eines von Erz oder Stein, welches sein Grab zu zieren bestimmt ist, das Denkmal dankbarer Erinnerung in unseren Herzen, in den Herzen derer, die längere oder kürzere Zeit mit ihm am gemeinsamen Werke gearbeitet, in den Herzen insbesondere derer, die von ihm Anregung und Belehrung empfangen haben, das sein Andenken unzertrennlich verkettet werde mit der Geschichte dieser Schule, an der er die beste und letzte Kraft seines Lebens eingesetzt hat. Wodurch aber könnte dieser Zweck besser erreicht werden, als dadurch, das wir in dieser ihm gewidmeten Weihstunde sein Bild uns noch einmal recht vor Augen stellen! Und so will ich es denn versuchen, in kurzen Zügen den Lebensgang des

teuren Mannes, die hervorragendsten Eigenschaften seines Charakters, wie sie insonderheit während seines Wirkens an unserer Schule sich gezeigt haben, vor unserem geistigen Auge vorüberzuführen.

Karl Albert Güth wurde am 4. März 1843 zu Berlin in einfachen Verhältnissen geboren. Schon früh verlor er seine Mutter, und durch die Wiederverheiratung seines Vaters, — der ihm auch noch während seiner Schulzeit starb, — wurde er dem elterlichen Hause bald um so mehr entfremdet, da er als Alumnus in das Joachimsthalsche Gymnasium übersiedelte, dem er schon seit seinem zehnten Jahre als Schüler angehört hatte. Dieser Bildungsanstalt hat er stets ein dankbares Andenken gewidmet. Er gehörte zu denjenigen älteren Schülern der Anstalt, die sich bei der Verlegung derselben aus der Burgstrasse nach den herrlichen Räumen in der Kaiserallee am eifrigsten darum bemühten, eine engere und dauernde Vereinigung der alten Joachimsthaler herbei zu führen. Michaelis 1860 verließ er mit dem Zeugnisse der Reife die Anstalt, um zunächst in Berlin klassische Philologie und Deutsch zu studieren. Kaum siebzehn und ein halbes Jahr alt war er genötigt, den schweren Kampf ums Dasein aufzunehmen und durch Privatunterricht den größten Teil der Mittel zum Studium zu erwerben. Doch beeinträchtigte dies die aufquellende Lebenslust und die sprudelnde Lebensfreudigkeit, die ein Grundzug seines Charakters war, nur wenig. Er genoß die schöne Studentenzeit noch mehr, als es ihm durch die Unterstützung eines bemittelten Freundes, den er zum Abiturientenexamen vorbereitete, möglich wurde, die schöne Museenstadt am Rheine Bonn zum Orte seiner weiteren Studien zu wählen. Sein für alles Schöne in der Natur und der Menschenwelt so offenes Herz empfand in vollem Maße die Zauberschönheit des sagemumwobenen, burgengekrönten, rebenumkränzten Rheinstromes und seiner Berge und Thäler. Hier öffnete sich sein jugendlich glühendes Herz auch der Neigung, die entscheidend für sein Leben sein sollte. Auf einem Ausfluge von Bonn aus lernte er das zufällig bei Verwandten zum Besuche verweilende Mädchen kennen und lieben, welches bestimmt war seinen Lebensweg zu verschönen, ihm eine treue Gattin und aufopfernde Pflegerin in der schweren Zeit seiner Krankheit zu sein. Nur nach schweren Kämpfen gelang es, die Einwilligung der streng katholischen Eltern und Angehörigen zur Verlobung zu gewinnen. Aber seine Liebe überwand alle Hindernisse, und schon im Jahre 1866 in dem jugendlichen Alter von dreiundzwanzig Jahren führte er die Geliebte heim in die Residenz, die vom Jahre 1864 an wieder die Stätte seines Wirkens geworden war. Hier bestand er die Prüfung pro facultate docendi, hier war er mit nur anderthalbjähriger Unterbrechung bis Ostern 1868 am Königl. Wilhelmsgymnasium, teils als Probekandidat, teils als Hilfslehrer thätig, auch außer der eigentlichen Berufsarbeit emsig beschäftigt, durch Privatunterricht die Mittel für den inzwischen mutig begründeten Hausstand zu erwerben. Etwa ein Jahr nach seiner Rückkehr nach Berlin, also noch vor seiner Verheiratung, hatten sich die ersten Anfänge des Leidens gezeigt, das für ihn verhängnisvoll werden sollte. Eine schwere Rippen- und Brustfellentzündung warf ihn auf das Krankenlager und liefs auch nach seiner Genesung eine Schwäche in seiner Lunge zurück, die einen Aufenthalt im Süden als wünschenswert erscheinen liefs. Glücklicherweise traf es sich, dafs er eine Hauslehrerstelle in der Familie eines deutschen Kaufmanns in Messina erhielt, die er von Ostern 1865 bis ebenda 1866 verwaltete. Dort stellte er seine Gesundheit, wie es schien, völlig wieder her; dort nahm er wieder mit offenem Sinne alle die wechselnden Eindrücke in sein Inneres auf, die der sonnige Süden dem Nordländer so wunderbar spendet; dort erweiterte er den Kreis seiner Studien, die sich schon seit seiner Universitätszeit neben dem Deutschen mehr auf das Französische als auf die klassischen

Sprachen erstreckt hatten, durch Hinzunahme des Italienischen, von dem er sich nicht nur eine bewunderungswürdige Fertigkeit im mündlichen Gebrauche aneignete, sondern das er auch gründlich in bezug auf Grammatik und Litteratur studierte. Man kann wohl sagen, dafs von der Zeit an das Italienische, ohne dafs er doch je das Französische oder seine Muttersprache darüber vernachlässigte, sein Lieblingsstudium geworden ist. Ja ich glaube, dafs gerade die eingehende Beschäftigung mit der klangreichen Sprache Italiens in ihm den Sinn erweckt hat für reine und wohl lautende Aussprache auch des Deutschen. Oft machte er seinem Unmute Luft darüber, dafs die Endsilben bei uns so häufig undeutlich ausgesprochen, oder gar verschluckt würden; wiederholt klagte er darüber, dafs im Vergleich zu anderen Ländern auf unseren Schulen so wenig Wert gelegt würde auf die Pflege einer guten Aussprache. Er hatte sich vorgenommen, seine Gedanken hierüber in einem Programme zu veröffentlichen, auch schon Studien zu diesem Zwecke gemacht, wurde aber dann durch seine Krankheit an der Ausführung dieses Planes verhindert. — Nach der Rückkehr aus Italien, auf die seine Verheiratung unmittelbar folgte, war Güth noch bis Oktober 1868 am Königl. Wilhelmsgymnasium thätig; dann ging er, gleichfalls noch als wissenschaftlicher Hilfslehrer, zur Friedrich-Werderschen Gewerbeschule über, deren Lehrerkollegium er zwei Jahre lang angehörte. Michaelis 1870 folgte er einem Rufe als ordentlicher Lehrer an das Gymnasium zu Potsdam; aber schon nach einem halben Jahre siedelte er nach Stettin über, wo er zwei und ein halbes Jahr an der städtischen Reallehranstalt wirkte.

Der Herbst 1873 bezeichnet einen Wendepunkt in dem Leben des Entschlafenen. Einerseits kehrt er mit einer bedeutenden Gehaltsverbesserung nun für immer nach der alten Heimat Berlin zurück, andererseits entsagt er von da an für sieben Jahre dem Knabenunterrichte, um an der Luisenschule sich der Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend zu widmen. Vor allem aber schlofs sich um ihn hier nun auch jener engere und mancher weitere Freundeskreis, deren Pflege und Förderung ihm ganz besonders angelegen war, die ihm eine nie versiegende Quelle edelsten Lebensgenusses und reinsten Lebensfreude waren und bis an sein Ende blieben. Ja wir würden eine sehr wesentliche Seite seiner Eigenart übergehen, wenn wir nicht hervorheben, in einem wie vielseitigen Verkehre er gestanden, wie er durch seine freundliche Liebenswürdigkeit sich leicht die Herzen derer gewann, mit denen er in Berührung kam, wie er andere durch die Gabe des Witzes oder die Kunst der Unterhaltung oder die Macht des Gesanges zu fesseln wufste. So bildeten sich vielseitige Beziehungen, die er mit der ihm eigenen Beweglichkeit und Spannkraft seines Geistes weiter zu führen und zu pflegen verstand. Es liegt in der Natur der Sache und in der Natur eines derartigen Charakters, dafs solche Beziehungen oft ebenso leicht sich lösten, wie sie geknüpft waren. Ein Kreis aber löste sich nicht, sondern schlofs sich von Jahr zu Jahr nur enger und dichter; und dies war um so mehr der Fall, als auch die Frauen der Freunde in den Bund mit aufgenommen und unter sich ebenfalls eng befreundet waren. Teilweise begünstigt durch Nähe der Wohnung, aber auch aufrecht erhalten trotz weitester räumlicher Entfernung war dieser Freundesverkehr den Beteiligten ein Lebensbedürfnis geworden. Allwöchentlich einmal versammelten sich die Freunde bei einem Gliede des Kreises teils im hohen Norden, teils im fernen Westen. Bei einfachem, durch Scherz und Humor gewürztem Mahle, bei geselligem Spiele, bei eifriger Unterhaltung, die das ganze weite Gebiet der menschlichen Interessen frei und ungezwungen umfafste, flossen die Abendstunden nur zu schnell dahin und boten für den Rest der Woche bei der ernsten Arbeit des Berufes eine liebe Erinnerung, eine bleibende Anregung.

Wie eng und herzlich die Beziehung zwischen ihm und den Freunden und Freundinnen war, zeigen gelegentlich gewechselte Briefe, in denen sich der ganze Reichtum seines sprudelnden Witzes, seines neckischen Humors, aber auch die ganze Tiefe seines teilnehmenden Herzens offenbart. Zu all dem Schweren und Bitteren, was die letzten Wochen seines Lebens ihm brachten, wo er langsam aber stetig sein Leben dahinebben fühlte, mußte er auch den Schmerz noch erleben, die Freundin, die aus dem Kreise ihm am nächsten stand, an welche die geistvollsten jener Briefe gerichtet sind, die er wie eine Schwester liebte und verehrte, jäh und plötzlich noch vor sich dahinscheiden zu sehen. In heißen Thränen ergofs sich der Schmerz um die geliebte Freundin; die Zeilen, in denen er dem nun vereinsamten Freunde in ergreifenden, herzbewegenden Worten seine Teilnahme ausspricht, mögen wohl der letzte Brief sein, den er in seinem Leben geschrieben.

Wenn nun so in mancher Hinsicht die Rückkehr nach Berlin und der Eintritt in das Kollegium der Luisenschule einen wichtigen Wendepunkt in seinem Leben bildete, wenn auch die neue Art des Berufes seinen regen Geist lebhaft fesselte, und es ihm nicht verborgen bleiben konnte, wie anregend sein Unterricht auf die ihm anvertrauten Schülerinnen wirkte, die ihm in herzlicher Verehrung zugethan waren und weit über die Schulzeit hinaus blieben; so hatte er doch damit den Höhepunkt seines Berufslebens, einen allseitig befriedigenden Wirkungskreis noch nicht gefunden. Wohl mochten es auch manche äußeren Umstände sein, die ihm je länger je mehr die Arbeit an einer Töchterschule unangenehm machten, aber vor allem war es wohl sein wissenschaftlicher Sinn, der auch im Unterrichte nach einem tieferen Eindringen in den grammatischen Bau der Sprache und ihren Zusammenhang mit verwandten Sprachformen strebte, was ihn dazu bewog, wieder zum Unterrichte der männlichen Jugend zurückzukehren. Nachdem er Ostern 1876 an der Luisenschule zum Oberlehrer befördert worden war, gelang es ihm, in derselben Stellung zu Michaelis 1880 an das neu gegründete Falk-Realgymnasium berufen zu werden. Es ist bei dieser Übersiedelung für den Verewigten charakteristisch, dafs er hinsichtlich des Einkommens sich durch den Wechsel nicht unerheblich verschlechterte. Aber wie er einst bei der Wahl der Lebensgefährtin nur seinem Herzen gefolgt war, so folgte er auch hier nur der Überzeugung, dafs die neue Lebensstellung für seine Eigenart die richtigere, für die volle Entfaltung seiner pädagogischen Kraft geeignetere sei. Und wir dürfen wohl sagen, dafs er hier an dieser Anstalt, der er länger angehörte als irgend einer der anderen Schulen, an denen er vorher wirkte, eine ihm allseitig zusagende Stätte seiner Thätigkeit gefunden hatte. Jedenfalls hat er das ihm angebotene Direktorat in Krefeld ausgeschlagen, weil er Berlin und unsere Anstalt nicht verlassen wollte. Leider war es ihm nicht allzulange vergönnt, seine volle Kraft derselben zu widmen.

Kurz vor Weihnachten 1885 zog er sich eine heftige Erkältung zu, die ihn aber zunächst noch nicht abhielt seinem Berufe nachzugehen. Nach einer mehrstündigen Konferenz und darauf folgendem Heimwege bei nassem, windigem Wetter brach er zusammen. Das alte Lungenübel kehrte zurück und fesselte ihn für längere Zeit an Bett und Haus. Seine Thätigkeit in vollem Umfange aufzunehmen ist ihm seitdem nicht mehr vergönnt gewesen. Zwar besserte sich sein Zustand durch längeren Sommeraufenthalt in Friedrichroda so weit, dafs er im Winterhalbjahre 1886/87 einen Teil seines Unterrichts wieder übernehmen konnte. Aber schon zu Pfingsten 1887 trat eine heftige Lungenblutung ein, die ihn seinem Berufe aufs neue völlig entzog. Doch erholte er sich auch diesmal Dank der aufopfernden Pflege, die er in seinem Hause fand, und durch

eine gründliche Kur in Lippspringe und St. Andreasberg während des Sommers 1887 so weit, daß er glaubte, seine Arbeit während des Winters mit etwa der Hälfte seiner Pflichtstunden von neuem aufnehmen zu können. Aber auf den dringenden Rat seiner Freunde, vor allem aber bewogen durch die triftigen Gründe, die der Herr Direktor ihm entgegenhielt, gab er seinen Plan auf und entschloß sich nun doch, nachdem er sich lange dagegen gesträubt hatte, für den Winter ein milderer Klima aufzusuchen. Während der Zeit, in welcher das Interesse des ganzen deutschen Vaterlandes mit ängstlicher Spannung auf die sonnigen Gestade der Riviera gerichtet war, weil unser Kronprinz dort Heilung für sein schweres Leiden suchte, hatten wir daneben noch einen besonderen Grund mit teilnehmendem Herzen nach San Remo zu blicken. Leider war der Winter 1888 auch unter dem sonst so milden Himmel Italiens den Leidenden nicht günstig. Auch unser Freund klagte in seinen Briefen über die Ungunst des Wetters, welche durch den Mangel an Vorkehrungen, durch die wir uns gegen die Unbilden des Winters schützen, für den Kranken noch empfindlicher wurde. Auch in Nervi, wo ihm der Aufenthalt mehr zusagte, fühlte er doch tief den Mangel an Behaglichkeit, der durch seine Abwesenheit von der Heimat verursacht wurde. So vermochte auch der mit so schweren Opfern erkaufte Winteraufenthalt an der Riviera, auf den noch eine kürzere Nachkur in Botzen folgte, nicht, seine erkrankte Lunge völlig zu heilen, und nur halb genesen trat er Ostern 1888 sein Amt mit beschränkter Stundenzahl wieder an. Von da an ist er bis wenige Wochen vor seinem Ende ohne längere Unterbrechung in seinem Berufe thätig gewesen. Treu und gewissenhaft hat er seines Amtes gewaltet, so lange seine allmählig wieder abnehmenden Kräfte es ihm irgend gestatteten. Es lag etwas unsäglich Ergreifendes in diesem treuen Ausharren unter dem immer größer werdenden Drucke der Krankheit; und niemand, der das stille Ringen beobachtet hat, wird diesem Heldenmuth der Pflichttreue seine Bewunderung vorenthalten können. Kurz vor Weihnachten versagte die letzte Kraft. Er hat die Räume, in denen er so lange im Segen gewirkt, nicht wieder betreten. Wohl ahnte weder er, noch seine nächsten Angehörigen, noch auch wir, daß ihm nur so wenige Wochen der irdischen Ruhe nach seiner aufreibenden Arbeit vergönnt sein sollten. Hätten wir es gewußt, wie gern hätte ihm noch so mancher ein Zeichen seiner Liebe gegeben!

Von dem großen Schmerze, der in diesen letzten Wochen seines Lebens sein warm empfindendes Herz erschütterte, haben wir schon gesprochen; aber auch eine große Freude sollte noch diese letzten schweren Tage seines Lebens erhellen. Nicht um seinetwillen, — denn er war eine durchaus bescheidene Natur, die es oft mit freundlichem Scherze zurückwies, wenn ihn einer der jüngeren Kollegen mit seinem Titel anredete, — aber seiner Angehörigen wegen war es ihm eine herzinnige Freude, ein Lichtstrahl, der noch in sein Leben fiel, daß er in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit und seiner langjährigen treuen Amtsführung zum Professor ernannt wurde.

Waren auch die letzten Wochen im allgemeinen für ihn Wochen schweren Leidens gewesen, so war doch das Ende selbst leicht und sanft. Um die Mitternachtsstunde des 21. Januar ist er eingeschlummert.

So liegt das äußere Leben des Entschlafenen vor uns, reicher und mannigfaltiger als das manches anderen Berufsgenossen. Hier und da schon gab es uns Gelegenheit, einen Blick in sein Inneres zu werfen. Aber wir würden nur ein unvollkommenes Bild seiner reichen Persönlichkeit vor uns haben, wenn wir einige Seiten derselben nicht noch ausführlicher betrachteten, in ein helleres Licht stellten.

Vor allem verdient seine wissenschaftliche Thätigkeit noch eine eingehendere Berücksichtigung. Denn wenn seine streng wissenschaftlichen Arbeiten auch nicht viele Bände füllen, wenn auch die eine derselben, wie wir bereits erwähnten, infolge seiner Erkrankung nicht zur Vollendung gelangte, so zeigen doch schon die drei Abhandlungen, die er hinterlassen, wie gründlich und eingehend er die Leistungen anderer auf dem betreffenden Gebiete zu würdigen und zu verwerten wußte, und wie er mit Sachkenntnis und scharfsinnigem Urteile die gesteckte Aufgabe zu lösen, oder doch ihrer Lösung näher zu bringen verstand.

Seine ersten beiden Arbeiten erstreckten sich in gleicher Weise auf die beiden Gebiete, denen er damals noch ausschließlichsich sein Interesse zugewandt hatte, auf die deutsche und auf die französische Litteratur. Die eine derselben, mit der er im Jahre 1869 die philosophische Doktorwürde an der Universität Halle erwarb, behandelt eine Frage aus der älteren deutschen Litteratur, nämlich „das Verhältnis des Hartmann'schen Iwein zu seiner altfranzösischen Quelle“¹⁾,

¹⁾ Gedruckt in Herrigs Archiv, Bd. 46, S. 251—292. — In der verhältnismäßig kurzen Zeit, die naturgemäß dem Verfasser seinerzeit zur Sammlung seines Materials gegeben war, hatte derselbe trotz mehrfacher Bemühungen kein Exemplar dieser Abhandlung zu erlangen vermocht. Auch in der stattlichen Büchersammlung des Verstorbenen war dieselbe nicht zu finden gewesen, ein Beweis, wie wenig Wert derselbe in seiner Bescheidenheit auf die Erzeugnisse seines Geistes legte. Da nun der Druck dieser Rede den Zweck hat, dem Entschlafenen auch in weiteren Kreisen ein bleibendes Andenken zu stiften, so erscheint es angemessen, den Gang und das Ergebnis der überaus sorgfältigen und feinsinnigen Abhandlung bei dieser Gelegenheit noch nachträglich kurz zu skizzieren.

Nach einer kurzen einleitenden Schilderung der allgemeinen Vorzüge, die Hartmanns Iwein nach dem übereinstimmenden Urteile aller Kenner mittelhochdeutscher Litteratur auszeichnen, nimmt Güths Abhandlung ihren Ausgang von dem entgegengesetzten Werturteil, welches einerseits Gervinus, dem sich Holland in seiner Ausgabe des *chevalier au lyon* wörtlich anschließt, anderseits Lachmann, dem Roberstein und Wackernagel folgen, über die ästhetische Bedeutung der Hartmannschen Dichtung im Vergleich zu dem Werke von Chrestien de Troyes abgibt. Gervinus hält den deutschen Dichter für einen bloßen Übersetzer seiner französischen Quelle. „Fast alles, was im Iwein durch Bildung, Geist, Menschenkenntnis oder irgend ein anderes Verdienst anzieht, gehört dem Franzosen“, sogar „Reim und Vers, ihr Bau und ihre Reinheit haben bei Ch. ihr Vorbild.“ Lachmann dagegen bezeichnet die Darstellung des Franzosen der Hartmannschen gegenüber als kalt und oberflächlich, „der französische Dichter des *chevalier au lyon* gab dem deutschen nur den rohen Stoff“ und Wackernagel fügt hinzu, daß der Dichter „den überlieferten Stoff mit einem ernsten, höheren Gedanken sättigend durchdringt“, „Hartmanns Stil ist für die Dichter, die hier noch zu nennen sind, maßgebend geworden, erreicht hat ihn keiner, und wohl keiner hat die Erzählung so durchdacht wie er“.

Güth rügt nun an den Vertretern beider Ansichten, daß keiner zwingende Gründe für die seinige anführt, daß sie alle mehr nach dem allgemeinen Eindrücke, als nach dem bestimmt und genau aufgesuchten und aufgefundenen Unterschiede der beiden in Rede stehenden Gedichte urteilen, und unterzieht dann in dem Hauptteile seiner Arbeit beide, Zeile für Zeile, Satz für Satz, einer eingehenden Vergleichung. Jede, auch die kleinste Abweichung vom französischen Texte wird genau, zum teil sehr eingehend auf ihren Grund und ihre ästhetische Bedeutung geprüft. Dabei hat der Verfasser reiche Gelegenheit, seine weitgehende Belesenheit, seine gründliche Kenntnis böfischen Lebens, sein zutreffendes Urteil über französischen und deutschen Nationalcharakter und zuletzt und vor allem seinen ausgebildeten Sinn für dichterische Empfindung und Darstellung in manch treffender Bemerkung zu bekunden. Da der eigentliche Wert der ganzen Abhandlung weniger in dem Ergebnisse, als in diesem Detail der Untersuchung besteht, möge es mir verstattet sein, wenigstens eine dieser Bemerkungen, vielleicht nicht die feinste, aber sicher eine der für die Persönlichkeit des Verfassers am meisten charakteristischen hier anzuführen. Nach eingehender Vergleichung der verschiedenen Art, wie Ch. und H. Kalogreants Zusammensein mit der schönen Jungfrau (Iwein v. 318 ff.) im einzelnen schildern, faßt G. sein Urteil in folgenden Worten zusammen: „Dem französischen Ritter ist die Jungfrau nichts weiter, als ein hübsches Mädchen, wie man deren so oft auf Reisen findet; man freut sich ein hübsches Gesicht zu sehen, plaudert in galanter Weise ein Stündchen

während die andere in einem Stettiner Programme von 1873¹⁾ das Verhältnis Lessings, des Schöpfers unseres bürgerlichen Dramas, zu den Leistungen Diderots, des berühmten Begründers der französischen Encyclopädie, zum Gegenstande haben sollte. Der geringe Umfang einer Programmabhandlung erlaubte ihm aber nicht, diesen Plan auszuführen. Er beschränkt sich daher auf eine Würdigung Diderots und seiner Verdienste um das bürgerliche Drama und auf eine Charakteristik der Hauptdramen desselben; kann sich jedoch nicht versagen, einige vergleichende Seitenblicke auf Lessing zu werfen, „den alten Fritz der deutschen Litteratur“, wie er ihn mit scharfsinniger Begründung dieses Namens nennt. Er hat in diesem Programme auch zuerst auf eine sehr augenfällige Ähnlichkeit zwischen dem Doriman in dem Diderotschen Drama l'Humanité und dem Tellheim in Lessings Minna von Barnhelm hingewiesen.

Behandeln diese Arbeiten litterarische Fragen, so zeigt sich der Verstorbene in der dritten Abhandlung als ein Meister auf dem Gebiete rein grammatischer Forschung. Beziehen sich dieselben nur auf die deutsche und die französische Sprache, so zeigt und verwertet er in der dritten neben seinen allgemein sprachwissenschaftlichen Forschungen seine gründliche Kenntnis des Italienischen. In dieser Abhandlung „die Lehre vom Coniunctivus, mit Anwendung auf die italienische Sprache“, welche im Jahresberichte der Luisenschule von 1876 erschien, giebt er zunächst eine eingehende, mit eigenen treffenden Bemerkungen bereicherte Darstellung der älteren Arbeiten von Wüllner und Hoffmeister über das Wesen und die eigentliche Bedeutung des Coniunctivs. Dann zeigt er, wie die neueren Untersuchungen von Delbrück, welche von dem Stand-

und zieht unbekümmert weiter. — Aus dieser Scene französischer Galanterie hat H. eins der lieblichsten Bilder ritterlicher Liebe geschaffen, indem er seine deutsche Seele hineintrug und das Bild mit liebevoller Hingebung bis in das kleinste Detail ausführte. Von tiefer Liebe ergriffen, verläßt Kalogreant das Schloß, und freundlich grüßend scheidet von ihm die Süße, die Junge, mit ihren lachenden Augen den wackeren Fremdling, den die Ritterpflicht weiterführt zum ehrenvollen Kampf, zur Wiederkehr einladend. Es liegt etwas Sentimentalität in dieser Scene, aber sie ist schön und wahr dargestellt, in vollendeter Sprache und mit klassischer mâze, so daß hier Chr.s Darstellung matt und farblos gegen die innige Schilderung H.s erscheint.“ Noch charakteristischer ist allerdings die Beurteilung der Abweichung H.s von Ch. in der Darstellung der Liebe Iweins zu Laudine (v. 1300 ff.), doch läßt sich schlecht einzelnes aus derselben herausgreifen. Von besonderer Überzeugungskraft ist die Unparteilichkeit, mit der bald dem Franzosen, bald dem Deutschen die Palme der Darstellungskunst gereicht wird. So stimmen wir denn, nachdem wir Schritt für Schritt in die Lage versetzt worden sind uns ein eigenes Urteil zu bilden, mit voller Überzeugung dem Ergebnis bei, zu dem G. am Schlusse der hoch interessanten Abhandlung gelangt, und das wir in folgenden Sätzen zusammenfassen: H. hält sich im allgemeinen streng an seine Vorlage, für jede Abweichung ist ein hinreichender Grund nachweisbar. Die Änderungen sind aber so bedeutend, daß man ihn nicht bloß als gewandten Übersetzer bezeichnen darf, sondern urteilen muß, „daß er den ihm vorliegenden Stoff in freier, künstlerischer Weise verarbeitet und durch eigenes Genie zu dem gemacht hat, was er ist: zu dem Musterwerke unserer mittelalterlichen Kunstepik“. Aus dem Umstände, daß H. ein Deutscher ist, erklärt sich einmal die Freude an der schönen Natur und die Neigung zur Reflexion, sodann die tiefere und ernstere Auffassung seiner Charaktere, namentlich der weiblichen. „Es ist deutsche Frauenwürde, deutsche Liebe und Treue, die er in Laudine und Lunete schildert.“ Daraus, daß H. ein höfischer Dichter ist, erklärt sich die strenge Beachtung der Grenzen des Schicklichen, wenigstens in den Worten. Im übrigen zeichnet H. noch vor Ch. aus seine feine Kenntnis des menschlichen Herzens und die genauere Scheidung von Wesentlichem und Unwesentlichem, größere Ordnung und Übersichtlichkeit, sowie die Vermittelung der Übergänge „nicht nur durch das äußere Band der Worte, sondern auch durch das innere der Gedanken“.

Die genaue Vergleichung der beiden Werke führt also zu einem Ergebnisse, welches gleich weit entfernt von der Ansicht Lachmanns und Gervinus' im wesentlichen dem im Anlange der Arbeit angeführten vermittelnden Urteile San Martes entspricht.

¹⁾ Diderot und das bürgerliche Drama. Programm der städtischen Reallehranstalt zu Stettin. 1873.

Falk-Realgymn. 1891.

punkte der historisch grammatischen Forschung aus unternommen sind, im wesentlichen zu demselben Resultate gelangen wie jene mehr vom sprachphilosophischen Standpunkte ausgehenden Arbeiten. Dieses Resultat faßt in dem zweiten Teile seiner Abhandlung, der sich ausschließlich auf das Italienische bezieht, der Verfasser in folgenden Worten zusammen: „Der Coniunctivus bezeichnet auch im Italienischen wie in anderen Sprachen vorzugsweise den Willen, mit welchem nahe verwandt ist der Wunsch, und aus dem sich allmählich die Bedeutung der Annahme, der subjektiven Auffassung und damit des unbestimmten Urteils entwickelt hat.“ Von diesem einheitlichen Gesichtspunkte aus giebt er dann im Folgenden eine eingehende, mit zahlreichen Beispielen aus italienischen Klassikern belegte systematische Darstellung der wesentlichsten Fälle, in denen der Coniunctivus im Italienischen stehen muß oder kann.

Wie beachtenswert, ja bedeutend aber auch diese rein wissenschaftlichen Leistungen sein mögen, so glauben wir doch dem Dahingeschiedenen kein Unrecht zu thun, wenn wir behaupten, dafs die nun folgenden Arbeiten, die mehr einem praktisch pädagogischen und ästhetischen Bedürfnisse entgegenkommen, der Neigung desselben und seiner eigentümlichen Begabung noch mehr entsprechen.

So gab er 1877 in der Weidmannschen Sammlung „Souvestre, Au coin du feu“ mit Anmerkungen heraus, so stellte er nach sehr gründlichen und umfassenden Vorarbeiten im Jahre 1878 das bekannte französische Lesebuch¹⁾ zusammen, dessen Einführung in zahlreichen Schulen den Beweis liefert, dafs er mit feinem ästhetischen Takte und dem praktisch pädagogischen Sinne, der ihm eigen war, es verstanden hat, aus dem umfangreichen ihm vorliegenden Materiale das für unsere Verhältnisse, besonders für die Erziehung der weiblichen Jugend Passende heraus zu wählen. Dasselbe Interesse und derselbe Geschmack zeigt sich in der Herausgabe der *Biblioteca italiana*²⁾, von der er die meisten Hefte auch selbst bearbeitete.

Auch mehrere Recensionen in Herrigs Archiv und im Magazin für die Litteratur des Auslandes über französische und englische Litteratur resp. Schulbücher bekunden seine besondere Neigung für das Ästhetische resp. praktisch Pädagogische.

Diese in den letzten Jahren von ihm ausschliesslich gepflegte Seite seiner litterarischen Thätigkeit führt uns von selbst auf seine Bedeutung als Lehrer, auf die Stellung, welche er seinen Schülern gegenüber einnahm. Die Aussicht auf eine mehr wissenschaftliche Lehrmethode hatte ihn zum höheren Knabenunterrichte zurückgeführt. So legte er bei seinem Unterrichte weniger Gewicht auf das mechanische Einprägen des grammatischen Stoffes, als auf eingehende Erklärung der einzelnen grammatischen Erscheinungen aus ihrer gemeinsamen Wurzel, den Nachweis ihres inneren Zusammenhanges unter einander. Auch die Vergleichung mit verwandten Thatsachen anderer Sprachen benutzte er gern zur Vertiefung des Verständnisses. Aber auch hier hielt ihn sein richtiger Takt von einem naheliegenden Zuviel ab. In der Lektüre legte er besonderen Wert auf das Erfassen des Inhalts aus den politischen und noch mehr aus den socialen Verhältnissen der Zeit des Dichters. Mit Vorliebe wies er auch auf die poetischen Schönheiten des gelesenen Dichter-

¹⁾ Französisches Lesebuch. Untere und mittlere Stufe. Bearbeitet, mit Anmerkungen, Präparation und Wörterbuch versehen von Dr. A. Güth. Berlin 1878 (L. Simion). Im Jahre 1888 erschien bereits die siebente Auflage des damals in ungefähr 70 Schulen eingeführten Buches.

²⁾ Berlin 1883 ff. (L. Simion). — Von Güth ist bearbeitet: Heft 1. *Un curioso accidente* von Goldoni. Heft 2. *Novelle di Edmondo de Amicis*. Heft 3. *Filippo* von Alfieri. Heft 4. *Oreste* von Alfieri. Heft 5. *Il vero amico* von Goldoni. Heft 9. *Novelle di Castelnovo*. Heft 11. *Cuore* von Edmondo de Amicis.]

werkes hin. Auf die Schwächen des Einzelnen nahm er liebevoll Rücksicht. Mit Dank erinnern sich seine früheren Schüler seines fruchtbringenden Unterrichts. Als Erzieher im großen und ganzen zur Milde und zu einer nachsichtigen Beurteilung auch der Fehler des Schülers geneigt, wirkte er lieber durch das Mittel des scherzhaften Humors oder der freundlichen Ironie. Wenn diese Mittel nicht halfen, verstand er es aber auch streng zu sein; und innerlich entrüstet konnte er werden, wenn der seltene Fall eintrat, daß ein Schüler ihn zu hintergehen versuchte. Nie aber, selbst in dem Zustande der höchsten inneren Erregung entfuhr ihm ein heftiges, scheltendes Wort.

Als rechter Erzieher aber benutzte er auch gern die Gelegenheit, die vorzüglich die Lektüre ihm bot, auf naheliegende sittliche und sociale Fragen, namentlich des studentischen Lebens, in maßvoller und passender Weise einzugehen, um so den seinem Unterrichte anvertrauten Jünglingen auch an seinem Teile zu helfen, einen festen Halt zu gewinnen für den Kampf des Lebens. Und ich weiß es, daß manche dieser Anregungen auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Auch außerhalb der Unterrichtsstunden war er jedem zu Rat oder weiterer Auskunft bereit. So konnte es denn nicht anders sein, als daß sein liebevolles und liebenswürdiges Wesen ihm die Herzen aller seiner Schüler gewann; und es ist ein schönes Zeichen dieser Liebe, daß wohl keiner der früheren Abiturienten der Anstalt ohne triftigen Grund versäumt hat, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Die Eigenschaften aber, die ihn als Lehrer auszeichneten und ihm die Liebe seiner Schüler erwarben, sind überhaupt die vorwiegenden Züge seines Charakters gewesen. Nur daß sich manche von ihnen in anderer Umgebung noch glänzender und hinreißender darstellten.

Den hervorstechenden Grundzug seines Wesens dürfen wir wohl die herzgewinnende Liebenswürdigkeit nennen, die schon in der Schilderung seiner freundschaftlichen Beziehungen hervorgehoben wurde. Niemand vermochte sich dem Einflusse derselben zu entziehen, und es ist bezeichnend für ihn, daß Mitschüler, Schüler, Amtsgenossen und Freunde in gleicher Weise von ihm aussagen, daß er keinen Feind gehabt habe. Und wenn es mir verstattet ist, aus meiner eigenen Erfahrung das auszusprechen, was wohl auch andere empfunden, so möchte ich es nicht versäumen, an dieser Stelle dem Danke Ausdruck zu geben, den ich dem Entschlafenen in dieser Hinsicht schulde. Nie werde ich es vergessen, wie er mir, als ich fremd in die mir ganz neuen und ungewohnten Verhältnisse dieser Schule, der ersten, der ich als Lehrer angehörte, eintrat, durch sein wohlwollendes, freundliches Entgegenkommen das Heimischwerden in dem neuen Kreise erleichtert hat. — Unvergeßlich werden allen Teilnehmern auch jene geselligen Abende sein, die allmonatlich unser noch kleineres Kollegium zu fröhlicher Unterhaltung versammelten, und an denen er, wenn seine Gesundheit es irgend erlaubte, regelmäßig teil nahm. Nie wurde er es müde, ob auch jedesmal das Verlangen gestellt wurde, uns durch den Vortrag seines Lieblingsliedes, das helltönend und weich seiner Brust entquoll, zu erfreuen. Seine Liebenswürdigkeit war aber nicht die des Mundes und der äußeren Umgangsform, wie wir sie bei manchem finden, sondern die des Herzens. Sie beruhte auf der Einfachheit, Offenheit und Wahrhaftigkeit seines Charakters. Alle Hohlheit und Aufgeblasenheit war ihm verhafst, und es war bewundernswürdig, wie er es gelegentlich verstand, die Unlauterkeit und den Eigendünkel in einer bei aller Freundlichkeit sehr deutlichen und beschämenden Weise zu entlarven und zurückzuweisen.

Dabei unterstützte ihn dann freilich eine andere bemerkenswerte Eigentümlichkeit seines Wesens, die Gabe des Witzes und des Humors, die ihm wie wenigen eigen war. Man lese nur die Briefe, die er seinen Freunden oder den Frauen derselben schrieb, wie sie überquellen von

fröhlichem Scherze und sinnreichen Anspielungen, wie eine treffende Bemerkung die andere jagt, wie er den kleinsten und unscheinbarsten Vorkommnissen des alltäglichen Lebens ein oft geradezu überwältigend komisches Interesse abzugewinnen versteht. Gern überraschte er seine Freunde durch kleine Geschenke, die meist an sich völlig ohne Wert, oft sogar absichtlich geschmacklos, durch die scherzhafte Erläuterung, die sie in Wort oder Vers erhielten, für die Empfänger eine solche Bedeutung erhielten, daß sie dieselben als ein teures Andenken aufbewahren.

Der urwüchsige Humor, der doch dem Grunde seines Wesens entsprechend stets lebenswürdig und harmlos bleibt, verläßt ihn auch nicht in der schweren Zeit der letzten Jahre, als schon die Krankheit an seinem Inneren nagte. Wie köstlich schildert er von Friedrichroda aus den Badebekannten, den er in echt sächsischer Mundart seine kleinen Abenteuer erzählen läßt, wie vermag er sogar dem Leben in Lippspringe, dessen trauriger Ernst ihm doch so klar vor dem Bewußtsein steht, noch jezuweilen eine heitere und scherzhafte Seite abzugewinnen. Und wie tief wehmütig berührte es uns oft, wenn in den letzten Zeiten dem heiteren Worte des Scherzes, das er mit herzlichem Lachen begleitete, ein heftiger Ausbruch des bösen Hustens folgte.

Diese hervorragende Seite seines Wesens hätte aber nicht so durchschlagend wirken können ohne die Leichtigkeit und Gewandtheit des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks, ohne die vollendete Herrschaft über die Sprache. Mühelos strömen ihm mit den Gedanken auch die Worte zu, und in fliegender Eile wirft er sie auf das Papier, und was er hinschreibt, sei es der scherzende Dank, mit dem er unmittelbar nach dem Empfange in langem Briefe ein kleines Geschenk erwidert, sei es die tiefe Empfindung, von der sein mitfühlendes Herz überwallt bei dem Hinscheiden des Freundes, es ist in gleicher Weise formvollendet, gleich als sei es zur Veröffentlichung bestimmt, woran doch seine Seele beim Niederschreiben nicht im entferntesten dachte.

So zeichnet sich auch das, was wirklich im Drucke erschien, durch seltene Klarheit und Natürlichkeit der Darstellung aus, und sei es auch die Syntax des Coniunctivus.

Man hat wohl gesagt, daß Raphael ein großer Maler geworden wäre, auch wenn er das Unglück gehabt hätte, ohne Hände geboren zu sein. So möchte ich von dem Entschlafenen behaupten, daß er ein Künstler der Rede war, auch ohne daß er je ein eigentliches Kunstwerk geschaffen. Er war ein Dichter, auch wenn das, was wir von ihm besitzen, nicht über eine verhältnismäßig sehr geringe Anzahl von Gelegenheitsgedichten hinausgeht. Es sei mir erlaubt, an dieser Stelle den Anfang des Prologes zum Joachimsthaler Feste am 11. November 1885 vorzulesen, der nicht nur als eine Probe seiner dichterischen Begabung von Wert ist, sondern zugleich einen Einblick gestattet in sein reiches Gemüt, uns insbesondere einen für sein Wesen bedeutungsvollen Zug der Pietät den Überlieferungen seiner väterlichen Familie gegenüber offenbart.

„Vor wen'gen Monden, auf der Sommerreise,
Trug mich das Dampffross, nach langjähr'ger Trennung,
Zur alten, schlichten Heimat meiner Väter,
Dort, wo auf roter Erde einsam ragen
Aus dichtem Eichenkamp die Bauernhäuser
Im trauten Sachsenland, am Hermannsdenkmal.
Noch stand der alte Hof, der, wie die Sage
Berichtet fern aus nebelgrauer Vorzeit,
Seit Karls des Grossen Tagen unsrer Sippe

Gehört: kein fürstlich Schloss zwar, doch nicht minder
Ein festgefügt, altgerman'scher Stammsitz. —
Seit dreissig Jahren hatt' ich's nicht gesehen
Das alte Haus mit seiner frommen Inschrift,
Wo meiner Eltern Wiege einst gestanden,
Vorm Sturm geschützt von hundertjäh'gen Eichen,
Die, vierzig wohl an Zahl, den Hof beschatten.
Lieb ward ich aufgenommen von dem greisen Oheim,
Von all' den Vettern, die im weiten Umkreis
Den Wohnsitz sich erbaut im Weserlande.
Bald war mir wieder heimisch Haus und Acker,
Wald, Bach und Wiese wie in Jugendzeiten.
Oft ging ich einsam durch die stille Heide,
Kein Laut ertönte durch die Juligluten;
Doch, wenn ich zweifelnd nach dem Wege fragte
Den Landmann, der den hochbelad'nen Wagen
Vom Felde heimfuhr, hielt er an die Gäule,
Sah lang' bedächtig forschend mir ins Auge:
Drauf nannt' er meinen Namen, fasst' die Rechte
Mit beiden Händen mir und zog ins Haus mich,
Wo Weib und blüh'nde Kinder mich begrüßten
Als Anverwandten. Dann im Herrenstübchen
Ward traut geplaudert bei westfäl'schem Mettrank
Und rhein'schem Wein, bis sich die Sonne senkte
Und reich an Liebe ich nach Hause kehrte.
Fürwahr, ich dünkte reicher mich, als hätt' ich
'Nen Schatz gefunden, den ein röm'scher Feldherr
Zu Varus' Zeiten dort vielleicht vergraben.“¹⁾

¹⁾ Da dieses schöne Gedicht seiner Zeit nur dem engen Kreise der Teilnehmer an jenem Feste bekannt geworden ist, möchte ich bei dieser Gelegenheit auch den Rest desselben einer größeren Zahl von Lesern zugänglich machen, zumal da er einen treffenden Beleg enthält für die Liebe, mit welcher der Verstorbene bis an sein Ende seiner alten Bildungsanstalt zugethan war.

„Verzeiht, Ihr Freunde, wenn nur meiner denkend
Von mir ich sprach und meinen Herzensfreuden:
Ist's uns doch allen heut, als kehrten wieder
Zum Vaterhause wir zurück; ist's doch nicht anders,
Wenn wir die Schar durchmustern, welche heute
Zu fröhlich ernstem Fest sich hier vereinet,
Als wären wir im lieben, trauten Kreise
Von Brüdern und von Vettern, engverwandten. —
Wie eine liebe Mutter, eh' die Söhne
Und Töchter sie entlässt aus ihrer Obhut

Er selbst war sich seiner dichterischen Begabung wohl bewußt, und er empfand es zeitweise schwer, daß sein Lebensberuf mit seiner vielseitigen Beschäftigung ihm nicht erlaubte, sich seinem Genius mehr hinzugeben. Befreundete Schriftsteller redeten ihm zu, und eine Zeit lang schwankte er, ob er sich nicht ganz der litterarischen Thätigkeit zuwenden sollte. Und wir können nicht leugnen, daß er vielleicht damit seinen eigentlichen inneren Beruf noch besser getroffen hätte. Aber mit Dank erkannte er es selbst an, als die Krankheit ihn darniederwarf, daß seine Angehörigen und seine Freunde ihn gewarnt, eine sichere Lebensstellung, die seinen Fähigkeiten entsprach, einer unsicheren Zukunft, die denselben vielleicht noch besser entsprochen hätte, zu opfern.

Die Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdrücke seiner Gedanken hängt aber ohne Zweifel aufs engste zusammen mit einem ausgebildeten Sinne für Formenschönheit. Mit offenem Auge hatte er einst die Kunstschätze Italiens betrachtet, im späteren Leben, je mehr er in das Wesen der Kunst eindrang, oftmals bedauernd, daß er damals noch zu jung gewesen sei, um dieselben völlig zu würdigen. Sein eigentliches Interesse war aber stets der Litteratur zugewandt. Ein feines Gefühl für das dramatische Schöne bekundet seine Abhandlung über Diderot. Vor allem aber war es die Lyrik, die Poesie des Gemütes, die ihn bezauberte. Wie wenige verstand er es, den geheimsten Gängen des schaffenden Dichtergeistes nachzugehen, die verborgensten Schönheiten des lyrischen Ausdrucks zu erlauschen, so daß selbst erlesene Kenner

Zum Kampf und Glück des Lebens, bei dem Scheiden
Den Abschiedskuss auf Mund und Wangen drücket
Und feuchten Aug's sie bittet, treu zu bleiben
Dem Elternhaus und oft zurückzukehren
In ihre sehnsuchtsvollen, offenen Arme,
So sind auch wir zu ihr zurückgekommen,
Zur alma mater Joachimica, die segnend,
Wie einstmals in der Jugend Hoffnungstagen,
Die Hände breitet über unsre Häupter. —
Nicht jeder von uns Brüdern kennt den andern —
Denn einer Göttin gleich und reich an Söhnen
Ist unsre Mutter; lang vom Haupte waltet
Ihr Lockenhaar, in ew'ger Jugend strahlet
Ihr stolzer Leib, und nimmermehr verwelket
Ihr rosig Lippenpaar, der Weisheit Quelle
Und liebevoller Lehre für uns alle —
Doch, schau ich Euch, wär's auch zum ersten Male,
Blick' ich ins Antlitz Euch, so grüssen liebend
Zwei Augen mich, als Spiegel einer Seele,
Die brüderlich verwandt der meinen, die, durch gleiche
Erinnrung und Erfahrung mir verbunden,
Mit gleicher Liebe heut zur Heimat kehrte,
Zu feiern unser aller Ehrenfesttag,

der Litteratur, die es als ihre besondere Gabe rühmen durften, Feinheiten, die der echte Dichter ihm selbst vielleicht unbewußt in sein Werk hineinwebt, nachzuempfinden und anderen zum Bewußtsein zu bringen, von seiner seltenen Fähigkeit auf diesem Gebiete oft überrascht wurden. Mit gleich innigem Verständnisse beherrschte er das reiche Gebiet der deutschen, der französischen und der italienischen Dichtung. Besonders fühlte er sich in der letzten Zeit zu Edmondo de Amicis hingezogen, der durch seine feine, gemüthvolle, sinnige Beobachtung des menschlichen Herzens ihm geistesverwandt war.

So steht das Bild seiner reichen Persönlichkeit in einigen Hauptzügen vor unseren Augen da. Leicht hätte es noch weiter ausgeführt werden können, aber auch in diesem dürftigen Umrisse zeigt es uns einen hochbegabten Geist, ein edles Herz, ein liebewarmes Gemüt.

Wohl war auch er ein Mensch und trotz der ausgezeichneten Eigenschaften seines Geistes und Herzens, wie wir alle, nicht frei von Schwächen. Die Leichtbeweglichkeit seines Wesens, die sich in vielen kleinen und gröfseren Zügen äußerte, trübte zeitweise auch sein Verhältnis zu manchem von denen, welchen er doch in herzlicher Liebe zugethan war. Aber wohl uns, wenn man einst an unserem Sarge wird sprechen können, wie wir an dem seinigen: In Frieden ist er dahin geschieden, versöhnt mit allen, denen er einst vielleicht wehe gethan. Was etwa von Mifston in seinem reichen Leben sich hier und da gezeigt hat, es ist ausgeklungen in eine schöne, selige Harmonie. Und noch nach einer anderen Seite hin erscheinen uns seine letzten Tage in dem tröstlichen Lichte der Versöhnung. Zu schwer hatte er

Der alten Joachimica Gedenken. —

Seid uns willkommen denn, uns alle trieb ja
Die Sehnsucht einzig nach der Mutter Liebe
Und nach den Brüdern, denen lange wir nicht
Ins Freundesaug' geschaut, das Herz geöffnet. —
Zahlreich seid Ihr gekommen, alt' und junge,
Ein stark Geschlecht, vom Lehrstuhl, von der Kanzel,
Vom Krankenbett, der Menschen Schmerzen lindernd,
Aus Themis' Tempel, von des Mars Gefilden,
Und wo noch sonst der Menschheit Wohl gedeihet. —
Schliesst fest Euch heut zusammen, einzeln sind wir
Ein schwanker Stamm, den leicht der Sturm entwurzelt;
Vereinigt bieten wir, ein deutscher Eichwald,
Den Feinden Trutz, den Freunden Trost und Hilfe. —
So sei der heut'ge Tag vor vielen andern
Ein Weihetag, der erste einer Kette,
Die unabsehbar Glied an Glieder reihet
Bis in die fernste Zeit. — So lang nur immer
Des Wissens Reich das höchste bleibt auf Erden,
Der Lieb und Tugend Schutz, der Menschheit Leuchte,
So lang soll unser Bund sich mächtiger entfalten,
So lange woll'n wir treu und fest zusammen halten.“

einst in seinem Leben den Streit der Konfessionen empfunden, als dafs wir uns wundern könnten, wenn er sich zurückgestofsen fühlte von allem konfessionellen kirchlichen Wesen. Mit zu scharfem kritischen Auge erblickte er in den Vertretern des äußeren Kirchentums, ebenso wie in denen der anderen leitenden Berufszweige das Irrtümliche, das Vorwiegen selbstsüchtiger Interessen. Er ward oft mißtrauisch gegen die Sache, weil er sah, wie deren Vertreter so vielfach um ihres eigenen Vorteils, um ihrer eigenen Ehre willen, nicht der Sache wegen für dieselbe eiferten. Aber aus der Art, wie er gegen die ungetreuen Haushalter und gegen ungebührliches Wertlegen auf die Schale des heiligen Kernes sich äußerte, konnte der tiefer Blickende leicht ersehen, wie eifrig er in seinem Sinne sich mit dem Kerne selber befaßt, wie er um die Wahrheit gerungen, wie ihm das Heilige an sich wahrhaft heilig war. Und wie hätte es auch anders sein können, wie hätte eine so liebevolle, im besten Sinne humane Natur dem Edelsten und Schönsten, was die Brust des Menschen zu erfüllen vermag, was ihn über die anderen Geschöpfe und über sein eigenes sinnliches Wesen erhebt, wie hätte er der Religion innerlich fremd gegenüber stehen können! Wie mutete ihn die einfach fromme Inschrift an, welche die Einfahrt zu dem Stammsitze seiner Väter im fernen Westfalenlande zierte:

Mensch, schau von der Erden
Dort in das Himmelshaus;
Dies muß verlassen werden,
Dort jagt dich niemand aus!

Und in einem der liebevoll innigen Briefe, die er der geliebten Gattin schreibt, als sie zur Beerdigung einer teuren nahen Verwandten nach der rheinischen Heimat gereist war, spricht er neben manchem anderen sinnigen tröstenden Worte die Hoffnung aus, „dafs es uns beschieden sein möge, mit dem Geist der teuren Toten einst wieder vereint zu werden, sie wiederzusehen, verklärt, ohne Schmerz, ohne Leid.“ Und auf dem Sterbelager, wo das verfllossene Leben sich vor der Erinnerung zu einer Einheit sammelt, wo so mancher Irrtum erkannt wird, wo der nichtige Schein, der für uns Menschenkinder in unserem Erdenleben so wertvoll ist, zurücktritt hinter den wahren Wesenheiten des Lebens, da weist er die betrübte Gattin wiederholt hin auf die tiefe Wahrheit des Wortes, welches die fromme Sage verwoben hat in die Geschichte des ersten christlichen Kaisers Constantinus. „Hoc vinces“, „in diesem Zeichen wirst du siegen“, das ist das schöne Bekenntnis, mit dem er hinüberschlummert aus der Welt des nichtigen Scheines in die Welt der ewigen Wahrheit.

Aber noch ein anderes ist es, was den Seinen und uns die Trauer um den Abgeschiedenen sänftigen muß. Sein Leben war ein Leben der Arbeit und der Mühe, in den letzten Jahren sogar ein Leben des Leidens und der Entsagung. Wenn denn keine Genesung mehr zu erhoffen war, müssen wir uns, so schwer es uns wird, nicht freuen für ihn, dafs sein Leib das Bild der Sterblichkeit abgelegt und zur Ruhe geeilt ist, zur Ruhe und zum Frieden, den die Welt nicht geben kann?

Und ist die Arbeit seines Lebens denn vergeblich gewesen? Ist denn das nicht gerade das Erhebende und Stärkende in dem schweren Berufe des Bildners der Jugend, dafs er von Woche zu Woche, von Halbjahr zu Halbjahr unter seinen erfolgreichen Händen das ihm anvertraute Werk wachsen und gedeihen sieht; ist es nicht ein köstliches Ding, den guten Samen in die bereiten Herzen der Jugend zu streuen und denselben sich entwickeln und reifen zu sehen?

Ja wer kann es ermessen, wie weit der heilsame Einfluß eines rechten Erziehers reicht? Was er in das Herz und in den Geist seiner Schüler von bleibendem Samen gesät, bringt es nur Frucht in ihrem eigenen Leben, pflanzt es sich nicht von ihnen weiter fort, auf gutem Boden wieder Gutes hervorbringend? Wie es der Fluch der bösen That ist, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären, so ist es auch der Segen, der auf der guten That, dem guten Worte ruht, daß sie Gutes schaffen von Geschlecht zu Geschlecht. Und wenn es auch zunächst von den Lehrern der höchsten Wahrheit gilt, was die Schrift sagt: „Sie werden leuchten wie des Himmels Glanz; und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich“, so gilt es im weiteren Sinne von jedem, der mit gewissenhafter Treue sich mühte, die Wahrheit zu pflanzen in die Herzen der heranwachsenden Jugend. Und wenn auch der Leib in Staub zerfällt, so lebt der Entschlafene auch hier auf Erden fort in dem, was er gewirkt hat an den Seelen der hunderte und aber hunderte von Jünglingen und Jungfrauen.

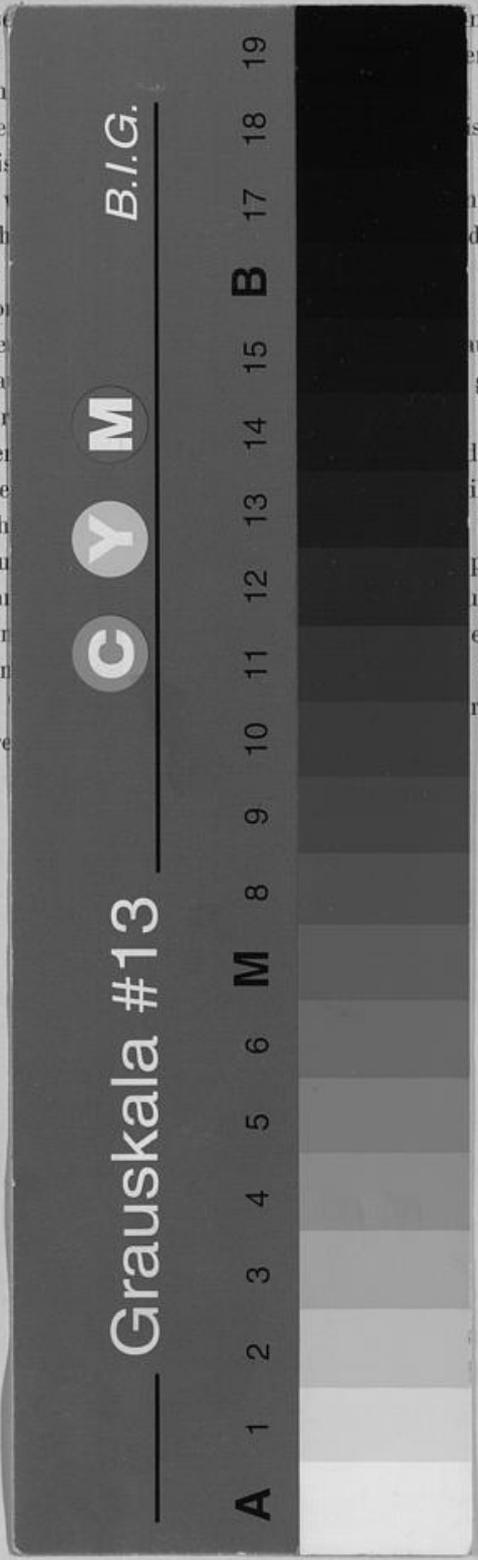
Darum, die ihr hier anwesend seid von seinen Schülern, um das Andenken des teuren Toten zu ehren, nehmt es mit euch hinaus aus dieser Feierstunde, daß ihr es seid, die sein Andenken lebendig erhalten sollen hier auf Erden, laßt es euch eine heilige Pflicht sein, das zur Reife zu bringen und zur Bethätigung im Leben, was er in eure Seelen gepflanzt hat von edlen Schätzen des Wissens, von fruchtbarer Anregung für weitere Bildung, von nutzbaren Winken für die ernste Schule des Lebens. Wenn ihr das thut, dann brauchen wir, so weh das Scheiden auch uns ist, doch ihn den Geschiedenen nicht zu beklagen; dann dürfen wir mit dem heiligen Seher ihm nachrufen: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben; ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.“

Ja wer kann es ermessen
 Was er in das Herz und
 Frucht in ihrem eigenen
 wieder Gutes hervorbringen
 Böses muß gebären, so ist
 daß sie Gutes schaffen
 Lehrern der höchsten Wahr-
 Glanz; und die, so viele
 es im weiteren Sinne vor-
 pflanzen in die Herzen der
 so lebt der Entschlafene an
 hunderte und aber hundert

Darum, die ihr hier
 zu ehren, nehmt es mit e-
 lebendig erhalten sollen ha-
 bringen und zur Bethätigung
 des Wissens, von fruchtbar
 Schule des Lebens. Wenn
 doch ihn den Geschiedenen
 rufen: „Selig sind die
 von ihrer Arbeit, und ihre

ines rechten Erziehers reicht?
 em Samen gesät, bringt es nur
 weiter fort, auf gutem Boden
 ist, daß sie fortzuegend immer
 That, dem guten Worte ruht,
 in es auch zunächst von den
 den leuchten wie des Himmels
 immer und ewiglich“, so gilt
 sich mühte, die Wahrheit zu
 auch der Leib in Staub zerfällt,
 gewirkt hat an den Seelen der

Das Andenken des teuren Toten
 ihr es seid, die sein Andenken
 Pflicht sein, das zur Reife zu
 pflanzt hat von edlen Schätzen
 nutzbaren Winken für die ernste
 eh das Scheiden auch uns ist,
 dem heiligen Seher ihm nach-
 r Geist spricht, daß sie ruhen



Es wird kaum es erinneren, wie weit der heilige Künig eines rechten Erziehung reichlich
 Was er in das Herz und in den Geist seiner Schüler von blühenden Samen gesät, bringt es nur
 Frucht in ihrem eignen Leben, plant es sich nicht von ihnen weiter fort auf gutem Boden
 wieder taugt hervorbringend? Wie es der Fluch der bösen That ist, das sie fortwährend immer
 böser macht erheben, so ist es auch der Segen, der auf der guten That dem guten Worte folgt
 das sie Gutes erheben von böschlecht zu Geschlecht. Und wenn es auch zunächst von den
 Lehren der höchsten Wahrheit gilt, was die Schrift sagt: „Sie werden leuchten wie der Himmels
 Licht; und die, so viele zur Geschicklichkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich“, so gilt
 es im weitern Sinne von jedem, der mit gewissenhafter Treue sich müht, die Wahrheit zu
 pflegen in die Herzen der heranwachsenden Jugend. Und wenn auch der Leib in Staub zerfällt,
 so lebt der Fortschritt auch hier auf Erden fort in dem, was er gewirkt hat an den Seelen der
 Hunderte und Tausende von Jünglingen und Jüngfrauen.

Wissen, die für ihr Ansehen sind von seinen Schülern, um das Andenken des besten Mannes
 zu ehren, rechnet es mit sich hinaus aus dieser Fortschritt, das für es soll, die sein Andenken
 lebendig erhalten sollen hier auf Erden, laßt es auch eine heilige Pflicht sein, das zum Besten zu
 bringen und zur Verherrlichung zu haben, was er in eine Seele gepflanzt hat von edlen Schätzen
 der Wissenschaft, von treuherziger Hingabe für weitere Bildung, von noblen Wünschen für die Ernte
 der Gerechtigkeit. Wenn ihr das thut, dann bezaubert wir, so wohl das Schicksal auch nur zu
 nach dem den Geschickten nicht zu bedauern; denn dürfen wir mit dem heiligen Seel zum nach-
 rücken. „Stille sind die Töchter die in dem Himmel“, wenn sie der Geist spricht, das sie haben
 von ihrer Arbeit, und ihre Werke.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

